

Trost

Autor(en): **Risshaupt, Jenny**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **16 (1926)**

Heft 16

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637483>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Herr Sekuritaswächter.“ „Dann kann ich nicht helfen, nur Abonnenten darf das Haus geöffnet werden!“ im weitem erklärte er mir, daß auch sein Kollege, der Meyer, der in der untern Stadt Kontrolle ausübe, nicht zu öffnen befugt wäre. Nur der Berger, der Oberkontrolleur, könnte allenfalls helfen, aber der sei eben nach Hause gegangen. Ja, so sei es, da sei nichts zu machen. Jetzt müsse er gehen, höchste Zeit. Und fort war er. O Jammer, o Elend! Da stand ich nun, wie ein armer Sünder und alle meine Hochachtung und Sympathie für Sekuritas war in die Brüche gegangen. O Sekuritas, warum hast du mir das angetan?

In dieser schweren Stunde nahte sich mir ein Engel in Gestalt des Bahnhofportiers, der meiner Unterredung zugehört. Wohl konnte auch er mir nicht zum Schlüssel des Paradieses verhelfen, der gute Alte. Aber er gab mir doch die Erlaubnis, auch ohne Billet den Rest der Nacht im Wartsaal II. Klasse des Bahnhofes zuzubringen, ein Entgegenkommen, von dem ich mit Freuden Gebrauch machte. Denn draußen heulte der Sturm noch unverändert fort, die Last meiner sechs Bücher machte sich unangenehm bemerkbar. Im Wartsaal herrschte eine heimelige, traute Wärme. 19 Grad Celsius, das war nicht zu verachten. Auf einem der Bänke machte ich mir ein Lager zurecht. Ein liebliches Schnarchkonzert belehrte mich, daß ich nicht alleine sei. Soweit ich im Halbdunkel sehen konnte, waren noch drei Männer anwesend, lang ausgestreckt auf den im Hintergrunde befindlichen Bänken liegend. Reisende, allem Anschein nach. Ob fix oder nur mit Provision engagiert, vermochte ich allerdings nicht festzustellen. Sie schliefen den Schlaf des Gerechten. Ich aber, des harten Lagers ungewohnt, wand mich hin und her. Zeitweise erhob ich mich und besah mir das an der gegenüberliegenden Wand befindliche Kolossalgemälde, die Gotthardstraße mit Waffen zur Winterszeit, darstellend. Es bot mir willkommene Ablenkung. Allerhand Erinnerungen an ausgeführte Gleisertouren wachten wieder auf. Meine alte Liebe zu den Bergen fand hier neue Nahrung. Und als von draußen her gar noch das Schnauben einer manövrierenden Lokomotive ans Ohr mir drang, Signale ertönten, da war's um mich geschehen. Heiße Sehnsucht nach der Ferne ergriff mich mit Allgewalt. Fort von hier, fort, unbekanntes Fernen entgegen! —

Glockenschläge vom Turm der Heiliggeistkirche weckten mich aus meiner Träumerei auf. 4 Uhr morgens! In der Bahnhofhalle begann es lebendig zu werden. Türen wurden aufgerissen, zugeschlagen. Ich erhob mich und trat in die Halle hinaus. Eine wilde Horde bernischer Musensöhne war's, die lärmend, johlend in das nun geöffnete Buffet stürzten. ... Keinen Tropfen im Becher mehr und der Beutel schlaff und leer, Lindenwirtin, du junge ... Das war auch mein Fall. Mißmutig begab ich mich wieder zu meiner Lagerstätte zurück. Meine Schlafgefährten waren nicht mehr da. Vermutlich hatten sie sich zu einem kühlen Trunk ins Buffet begeben. Von Schlaf war indessen keine Rede mehr. Doch wozu hatte ich meine Bücher denn die ganze Nacht mit mir herumgeschleppt! Diese Beschützer vor Längeweile. Heraus damit! „Le silence“ von Ed. Rod, das könnte nicht übel passen! Oder sollte ich mir Romain Rollands „Vie de Beethoven“ zu Gemüte führen? Den „Fall Clemenceau“ von Dumas wollte ich mir jedenfalls auf andere Zeiten versparen. Hatte ich doch an meinem Falle gerade genug. Eine gute halbe Stunde las ich in „Le silence“ während aus dem Buffet dumpf der Gesang der Studenten herüberdrang. Dann übermannte mich wieder der Schlaf. Als ich erwachte und nach der Uhr sah, war es 6 Uhr. Eben wollte ich zu Shaws „Heiliger Johanna“ greifen, als die Türe sich öffnete und ein Bahnbeamter vor mir stand, der in höchst unheiliger Tone die Vorweisung meines Billets forderte. Billet? Ich besitze keines. Keinen Haus Schlüssel, kein Portemonnaie. Ich besitze nichts als diese Bücher, mein Leben, das muß ich Freund Hain einst geben!

... Doch fand ich damit wenig Verständnis. Und wäre es nach dem Grundsatz Bubenbergs gegangen: So lange in uns eine Ader lebt, gibt keiner nach, wir ständen beide, der Beamte und ich, noch heute auf derselben Stelle. Der Gescheitere gibt nach, sagte ich mir, der Zweck meines Daseins war ja erreicht, die Zeit der Heimkehr gekommen. Ich packte ein und ging. Mich in eine Diskussion über Bahnhofswartsäle II. Klasse im Allgemeinen und einen vergessenen Haus Schlüssel im Besondern einzulassen, wäre unnötige Kraftvergeudung gewesen. Zudem verfügt dieser Wartsaal II. Klasse über keine Reize und Schönheiten, die den Wunsch, länger zu bleiben als notwendig war, rechtfertigen konnten. In diesem Nachtasyl kann ich nur die 19 Grad Celsius, allenfalls noch das Kolossalgemälde, lobend erwähnen. In den Schönheiten Berns, die die Fremden rühmen, ist der Wartsaal II. Klasse des Hauptbahnhofes auf keinen Fall inbegriffen. Es ist höchste Zeit, daß auch hier bald einmal neues Leben aus den Ruinen blüht.

Die Bücher unter dem Arm machte ich mich also auf den Heimweg. Es regnete in ziemlich ausgiebiger Weise und der noch immer fauchende Wind — du lieber Westwind, blas noch mehr — sorgte bereitwillig dafür, daß außer dem Regenschirm auch noch andere Dinge des kühnenden Mannes teilhaftig wurden. Doch was kümmerte mich das, es ging ja nach Hause, dem wärmenden Etwas entgegen.

Um 6½ Uhr stand ich dann vor meiner geöffneten Haustüre. Eine mitleidige Seele hatte aufgeschlossen oder war hier telepathische Gedankenübertragung im Spiele? Auf den Zehen schlich ich mich die Treppe hinauf, ängstlich bemüht, ein Zusammentreffen mit Hausbewohnern zu vermeiden. Wer hätte mir auch die Geschichte vom vergessenen Haus Schlüssel geglaubt, jetzt, zur Zeit der Maskenbälle? Glücklich erreichte ich meine Wohnung. Schallendes Gelächter empfing mich. So etwas kann nur dir passieren, meinte meine Frau. Wie kann man nur den Haus Schlüssel vergessen! Mein Töchterlein kam nicht aus dem Laden heraus. Wie kann man nur ... Selbstverständlich blieb ich die Antwort nicht schuldig. ... Wie kann man nur schlafen bei solchem Geklingel, einem derartigen Bombardement, das Tote hätte aufwecken müssen! ...

Meine nächtliche Irrfahrt bildet heute noch Gegenstand der Belustigung und es scheint mir, als ob verschiedene der Hausbewohner ein vielsagendes, heimliches Lächeln auf den Lippen trügen. Sollte geplaudert worden sein? Doch, was kümmert's mich! Ich habe doch einmal Gelegenheit gehabt, die Schönheiten und Reize Berns bei Nacht kennen zu lernen. Sollte ich aber noch einmal in eine solche Situation gelangen, dann wird es mir auf ein paar Fensterheben, ein kaputtes Türschloß nicht ankommen, Nachtruhe hin oder her! Natürlich wird's dann wieder heißen: Wie kann man nur ...

Trost.

Skizze von Jenny Rishaupt.

Unter einem Hornbaum hatte er es ihr gesagt, just als die Welt in Blüten stand und ein wonnenvolles Ahnen werdenden frohen Lebens durch das All ging.

Sie hatten zusammen einen Ausflug unternommen und ihr war von Anbeginn an sein stilles, wortkarges, ja verlegenes Wesen aufgefallen. Die Falte stand auf seiner Stirn, die sie so sehr fürchtete, und die sie in letzter Zeit durch keine Zärtlichkeit, durch keine Liebe hatte verbannen können.

Etwas wie ein Drud hatte auf ihrer Seele gelegen, trotz der Frühlingspracht rings um sie her. So, als wenn sie geahnt hätte, daß etwas Furchtbares über sie hereinbrechen würde. Etwas, das ihr ganzes Leben von Grund auf ändern würde. —

Und dann hatte er es ihr gesagt. Wie Tropfen waren die Worte aus seinem Munde gekommen. Langsam, fallend, zergehend und Wunden schaffend. Unter dem Hornbaum hatten sie gestanden, einsam und allein im Walde.

Sie hatte sich an den Baum gelehnt und ihn mit zitternden Fingern umschlossen, damit er das Wanken ihrer Knie nicht sähe. Denn es galt fest zu bleiben und den Stolz zu wahren. Er warf ihr in langsam sich von seinem Munde abringenden Worten das Geständnis vor, daß er sie nicht mehr liebe, und daß er sein Leben von ihr lösen müsse. Damit sie nicht beide einer traurigen, enttäuschungsreichen und grauen Zukunft entgegengingen.

Beide? Nein, er hatte recht, es war schon besser, sie ging allein. Wenn sein gesunder Egoismus ihr auch wehtat, gewiß, es war besser, es litt nur eines von ihnen. Und wie sehr sie darunter litt, unter dem Loslösen der gewohnten Zweifelt, das brauchte er nicht zu wissen.

Marga blieb ganz fest äußerlich. Ganz still. Wenn auch aller Glanz in ihren Augen erloschen war. Das sah er nicht, denn seine Blicke suchten den Boden. So, als schäme er sich. Weil er vielleicht an all die zahlreichen Liebesbeteuerungen dachte, die er ihr in den langen Jahren ihres heimlichen Verlöbnisses gemacht hatte. Fast knabenhaft verlegen stand er vor dem Mädchen, das still und stark schien — äußerlich.

„Ich habe es lange gemerkt“, sagte sie endlich mit einer ihr ganz fremd klingenden, tonlosen Stimme, „du kannst schlecht Theater spielen, Walter, ja, ja, ich gebe dich frei. Um Gotteswillen keine Ketten, die man nicht freiwillig um sich legt. Du sollst frei und glücklich sein, dein Glück im Leben noch finden, — und ich werde mich hineinschneiden lernen.“

„Marga“, sagte er leise, „gib mir deine Hand, daß wir als Freunde scheiden.“

„Freunde?“ Mit großen Augen sah sie ihn an. „Freunde, — nun gut, wenn du willst, ich werde dir niemals feindlich gesinnt sein.“ Und heimlich dachte sie, während sie ihre Hand noch einmal in die seine legte, in die sie sich so oft voll Ruhe und Seligkeit geschnitten hatte. „Freunde?! Aber das ist ja wieder Theater! Wir werden uns fremd werden, ganz fremd. Schon morgen werden wir das sein.“

Dann war ein kurzer Abschied gekommen und jedes war seine Straße gezogen. Allein durch den taufriichen Wald, den sie zusammen betreten hatten.

Lange, lange Zeit hatte Marga gebraucht, bis sie ruhig geworden war. Freilich, die Welt hatte von ihren Kämpfen nicht viel gesehen, stolz hatte sie jede weitere Auskunft ihren Freunden und Bekannten gegenüber verweigert.

„Wir haben gesehen, daß es besser so war“, sagte sie nur. Nicht ein Wort des Vorwurfes, des Tadels für ihn. Aber ihre Seele blutete. Nachts weinte sie sich in den Schlaf, tagsüber tat sie ohne Pause ihre Arbeit. Um sich zu betäuben, um nicht denken zu müssen.

Und die Zeit verging, die Jahre verschwanden. Sie wurde ruhiger, ohne je an ein neues Glück zu denken, denn sie hatte ihn allzu sehr geliebt. Sie gehörte nicht zu jenen, die einfach vergessen und neuen Vorteil wahrnehmen können.

Und ein Trost entstand ihr mit der Zeit, die enteilte. Sie fand ihn in der Einsamkeit, die sie früher gefürchtet hatte. In der Einsamkeit mit all ihren tausend Röstlichkeiten.

Die Natur wurde ihr zur wahren Trösterin mit ihren dunklen Lannenwäldern, ihren Seen und Bergen und grünen Matten. Die Sonne vergoldete ihr Leben und erzählte ihr Märchen, von denen schnellebige Menschen nichts vernennen, die im Großstadtleben untergehen. Die Bücher redeten zu ihr und wurden ihre besten Freunde. Aus ihnen schöpfte sie, was ihre Seele bedurfte, die Menschen selbst hielt sie sich ferner. Traumgestalten waren ihr lieber als die rauhe Wirklichkeit.

Musik wurde zur Weisheitsfinderin ihrer Seele und lehrte sie göttliche Führungen und Gedanken verstehen. In vielen

Konzerten saß sie lauschend in Andacht versunken, im Theater schöpfte ihr Herz sich neue Begeisterung, weitete sich ihr Blick, ihr geistiger Horizont. Das Leben ist gar nicht so hart und grausam, wie wir denken, es hat gar manchen Trost zur Hand für verwundete Herzen, wenn die Menschen ihn nur verstehen wollten. Und anwenden lernten zur rechten Zeit.

Marga lernte es, verstand es.

Sie ging nicht zu Grunde an ihrer zerbrochenen Liebe. Sie erstarrte vielmehr an den Wunden, die sie ihr geschlagen und fand sich in das neue Leben hinein, das groß und reich war, wenn auch auf andere Weise.

Und noch als verhältnismäßig junger Mensch lernte sie erkennen, daß die Liebe zur gesamten Menschheit unser Leben abeln soll und sich nicht nur an einen Menschen hängen darf.

Sie lernte durch diese Liebe voll Freude ihr trostreiches, einfaches Leben leben, und es als ein Geschenk betrachten, das Gott uns verliehen hat.

Der Mühlbach.

Von Käthe Zbinden.

Die Eltern wollten ihr einziges Kind nur ungerne nach Amerika ziehen lassen. Als sie aber das Glück der Tochter sahen, die so freudig dem Manne ihrer Wahl in die neue Welt folgte, waren beide verstummt. Die Trennung zwischen Eltern und Kind dauerte länger als vorgesehen. In der neuen Heimat war Krankheit über die junge Frau gekommen. Auch als nach drei Jahren ein liebliches Töchterchen ihr neuen Lebensmut schenkte, war noch lange nicht an die weite, beschwerliche Reise zu den Eltern zu denken. Klein Mary wuchs heran ohne zärtliche Großelternliebe. Als sie 5jährig war und die sehnsuchtsvollen Briefe immer häufiger hinüber und herüber flogen, entschloß sich Frau Anna zur Reise. „Dein Ebenbild, geliebte Tochter, in die Arme schließen zu dürfen, wird die größte Wonne unseres Alters sein“, so hatte der Vater erst jüngst geschrieben. Und Anna hatte geantwortet, daß sie sich am meisten nächst den Eltern nach dem muntern Mühlbach sehne, dem Gespielen ihrer Kindertage. Kein noch so imposanter amerikanischer Strom könne ihr diesen trauten Gesellen ersetzen. Alles war zur Abreise wohl vorbereitet, die Plätze auf dem Ozeandampfer belegt, als plötzlich und unerwartet ein Hindernis eintrat. Frau Annas Mann, der sie frisch und gesund am Morgen verlassen, wurde am Abend mit einem komplizierten Beinbruch und inneren Verletzungen, bei Ausübung seines Berufes erlitten, heimgebracht.

Auf keinen Fall wollte Frau Anna ihren Ehemann in diesem Zustande verlassen. Nach reiflicher Ueberlegung faßten Mann und Frau den Entschluß, Klein Mary unterm Schutze eines Bekannten allein nach Europa reisen zu lassen. Nur um die fernern Eltern nicht ganz um die große, längst ersehnte Freude zu bringen, trennten sich die Eltern schweren Herzens von ihrem goldblonden Liebling. Man beschloß, das Kind spätestens nach Jahresfrist (der Arzt hatte einen günstigen, wenn auch langwierigen Verlauf des Unfalles prophezeit) gemeinsam bei den Großeltern abzuholen. — Und Klein Mary, das aufgeweckte, beherzte Kind, betrat furchtlos den Ozeanriesen und warf fröhlich und ahnungslos der in Tränen aufgelösten Mutter ein Abschiedsküßchen zu. — Die Seefahrt bekam der Kleinen ausgezeichnet. Sie war voll übermütiger Laune und wurde bald der Liebling sämtlicher Passagiere. Wenn es hieß, „Mary kommt“, dann heiterte sich selbst das Gesicht des grämlichsten Menschenfeindes auf. Von allen Seiten wurde sie verhätschelt und verwöhnt und bald nur noch „unser Sonnenscheinchen“ genannt. Auf dem Festlande wurde Klein Mary dann sofort vom überglücklichen Großvater in Empfang genommen, um sie nach weiter Bahnfahrt sicher und wohlgeborgen zur Großmutter ins stille Dörfchen, zur trauten